

Die ‚écriture féminine‘

Uta Caroline Sommer und Kim Holtmann

In dem Q-Tutorium „Hélène Cixous und das weibliche Schreiben“ wurde einerseits, ausgehend von den Arbeiten der französischen Theoretikerin und Schriftstellerin Hélène Cixous, der Ansatz der ‚Écriture Féminine‘ in seinem historischen Kontext analysiert und theoriegeschichtlich eingeordnet und andererseits diskutiert, inwiefern Cixous‘ Analysen in Bezug zu aktuellen feministischen und gesellschaftspolitischen Debatten noch eine Relevanz zukommt. Einen roten Faden stellte dabei die Frage nach einer möglichen theoretischen Verknüpfung zwischen emanzipativer Literatur und politischer Theorie dar. Oder genauer: Inwiefern ist Literarisches politisch? Wo sind die Schnittstellen von Literatur und politischer Theorie? Und: Ist diese Dichotomisierung (Literatur/Theorie) überhaupt fruchtbar, wenn es um die Analyse realer gesellschaftlicher Verhältnisse geht?

In den 1970er Jahren trat eine neue Generation französischer Schriftstellerinnen in die literarische Öffentlichkeit. Motor für diese Entwicklung in Frankreich war die Protestbewegung der 1960er Jahre und die daraus entstandene Neue Frauenbewegung, der Mouvement de la Liberation des Femmes (MLF). Im Umkreis von Autorinnen wie Hélène Cixous, Luce Irigaray, Julia Kristeva, Monique Wittig, Catherine Clément und Chantal Chawaf entwickelte sich eine feministische Strömung, die unter dem Stichwort der sexuellen Differenz ihren Fokus und ihr Erkenntnisinteresse auf Fragen der Sprache, des Schreibens und deren theoretischen Implikationen legte. Die Frage nach einer weiblichen Ästhetik und Identität in der Literatur stellt damit den Versuch dar, die unhinterfragte Gleichsetzung von Mensch und Mann (l’homme) aufzubrechen, zu verunmöglichen und einer vom Phallogozentrismus strukturierten historisch-gesellschaftlichen Formation eine bisher ignorierte Dimension hinzuzufügen.

Dabei geht es den Autorinnen in ihrer Auseinandersetzung mit Literatur und dem eigenen Schreiben zum einen darum, als Frauen selbst zu sprechen und zu schreiben und somit den Diskurs über Weiblichkeit um neue Perspektiven zu erweitern und ihn zugleich um bis dahin nicht beachtete Facetten zu bereichern. Zum anderen bietet die ästhetische Dimension von Schreiben und Literatur die Möglichkeit, gesellschaftliche Veränderungen auf tiefgreifende, radikale und nachhaltige Art und Weise in Gang zu bringen.

Schreiben, theoretisches Denken und politisches Handeln schließen sich in diesem Verständnis keineswegs aus oder bilden unüberwindbare Gegensätze, sondern gehen vielmehr Hand in Hand. Schon die Arbeit von Frauen an und mit der Sprache, an und mit der Psychoanalyse sowie am herrschenden phallogozentrischen Diskurs gilt als unmittelbar politisch. Diese Dimension des Politischen im Schreiben geht zugleich mit einem veränderten Verständnis von Politik einher: Theorie, Philosophie und Politik können demnach poetisch sein ebenso wie Poesie politisch und theoretisch-philosophisch sein kann. Genau an dieser Schnittstelle lässt sich auch die écriture féminine – das poetische Projekt von Hélène Cixous – verorten: Sie ist Theorie und Nicht- Theorie zugleich.

écriture féminine – der Versuch einer Umschreibung

Wie kann man nun über die Arbeiten von Hélène Cixous schreiben, wenn sie selbst an verschiedenen Stellen immer wieder betont, dass es unmöglich ist, eine weibliche Schreibpraxis zu definieren? Unmöglich deshalb, weil eine Definition per se schon wieder eine Festschreibung wäre, ein

Festgelegt werden auf etwas Konkretes, dem sich diese Art des Schreibens gerade widersetzen möchte. Es kann sich also bei dem Versuch der Beschreibung immer nur um eine Umschreibung, ein Einkreisen dessen handeln, was noch nicht zu Wort, noch nicht zur Sprache gekommen ist.

Cixous' eigene Schreibbewegung ist dementsprechend nie eine festlegende, sondern immer eine suchende. Sie ist auf der Suche nach dem aus der Sprache Ausgeschlossenen, nach dem Ver-rückten, dem Ent-grenzten. Unter der Prämisse, dass Sprache immer schon Differenz ist und nur als neutral und unpolitisch verkannt wird, versucht Cixous die Differenz im Text zu leben. Weit entfernt davon, eine poetische Pluralisierung von Bedeutungen bis zur Unverständlichkeit voranzutreiben, bleibt sie dabei immer bei sich selbst, schreibt von ihrem spezifischen (historischen und sozialen) Standpunkt über feministische Fragestellungen; wenngleich sie sich selbst nicht als feministisch bezeichnen würde.

Cixous' Stil ist dabei geprägt von einem beständigen Aufrufen vorurteilsbehafteter Dichotomien sowie einem gleichzeitigen Dekonstruieren derselben durch die Verschiebung von Bedeutungen und Wertungen. Sie schreibt theoretisch, analytisch und poetisch zugleich und wechselt ihre Stile selbst in einem Text mehrfach. Cixous schwankt immer wieder von einem lyrischen Ich zu einem kollektiven Wir, wobei sie rhetorisch im gleichen Atemzug herausstellt, dass genau dieses Wir nicht greifbar ist. Cixous' Texte lösen Unbehagen aus, fordern heraus und stellen vielleicht gerade dadurch eine fast körperliche Nähe zur Leser_in her. Die impliziten (zumeist theoretischen) Bezüge in Cixous' Werk machen eine aufmerksame Lektüre mit einem Stück weit ›Liebe zum Detail‹ nötig. Die Verschränkung von feministischer Theorie und Poesie stellt dabei das Wechselspiel von gesellschaftlichen Verhältnissen und sprachlichen Strukturen heraus und macht diese für eine radikale Kritik zugänglich.

Das Problem des *Weiblichen* im *weiblichen Schreiben*

Es geht bei dem Versuch, eine weibliche Schreibweise in der literarischen Praxis zu etablieren, nicht darum eine irgendwie vorgesellschaftlich zu verstehende – quasi mythische – Weiblichkeit in den Text zu bringen, sondern stattdessen darum, eine Form von Text zu produzieren, die sich dem herkömmlichen und damit phallogozentrisch geprägten Literaturkanon widersetzt. Der Begriff *écriture féminine* ist in dieser Hinsicht insofern irreführend, als er über den Begriff der Weiblichkeit ein doch eigentlich im Zuge von queeren Theorien als überholt, weil festschreibend, geltendes Konzept heraufbeschwört, dass es zu kritisieren gilt. Dieser Perspektive entsprechend wird die *écriture féminine* dann auch oftmals von Kritiker_innen als nicht mehr zeitgemäßes politisches Programm eingeschätzt, das mit neueren Ansätzen nicht mithalten könne. Dabei impliziert die Rede vom Veraltet-Sein aber immer auch eine Fortschrittserzählung, nach dem Motto: *der* Differenzfeminismus hat *den* Gleichheitsfeminismus und *der* Queerfeminismus *den* Differenzfeminismus abgelöst. Problematisch an dieser teleologischen Denkweise ist, dass sie mit einer gleichzeitigen Abwertung des »Nicht-Gegenwärtigen«, »Nicht-Aktuellen«, einhergeht und daher für feministische Theorien insofern unbrauchbar ist, weil sie einen positiven Bezug auf feministische Vorgängerinnen – und damit auch die Etablierung einer weiblichen Genealogie – verunmöglicht und so einmal mehr dem *Mythos der Aufklärung* aufsitzt.

Der Begriff hat natürlich durchaus eine historische Dimension. Doch gleichzeitig schrieb Hélène Cixous schon 1975, dass es bei dem Versuch, eine andere Schreibweise zu entwerfen, langfristig darum ginge, eben gerade nicht an dem Begriff Weiblichkeit festzuhalten, sondern stattdessen eine Sprache zu finden, in der Dichotomien nicht bestehen können, in der also die Unterscheidung von Männlichkeit und Weiblichkeit gänzlich hinfällig wird. Die Abschaffung solcher Binaritäten und der

damit verbundenen hierarchischen Wertungen ist natürlich kein Vorhaben, das sich außerhalb der bestehenden sprachlichen (und damit auch gesellschaftlichen) Muster und Strukturen verwirklichen ließe. Vielmehr braucht es eine Arbeit an der Sprache, um diese schlussendlich gegen sich selbst anzuwenden und so die unbewussten Strukturen offenzulegen. Dass dies immer nur aus einer bestimmten historisch-politischen Position heraus möglich ist, ist einleuchtend.

Doch was kann es konkret heißen, Sprache und Geschlecht miteinander zu verbinden? An welchem Punkt wird Geschlecht auf sprachlicher Ebene zu einer relevanten Größe und welches Problem ergibt sich daraus?

»Schreibe dich: dein Körper muss sich Gehör verschaffen.«

Der Weg einer Annäherung an diese Frage verläuft über das Verhältnis von Körper und Sprache.

Die psychoanalytische Theorie geht – etwas verkürzt dargestellt – davon aus, dass Körperlichkeit etwas ist, das durch Sprache nicht erfasst werden kann. Der Körper ist infolgedessen etwas, das beim Eintritt in die Sprache verworfen werden muss bzw. gleichzeitig von imaginären Vorstellungen ersetzt wird. Wenn der Körper also aus sozialen (weil sprachlichen) Interaktionen herausgenommen erscheint, so hat er doch eine Wirkung, die man vielleicht als verstörend bezeichnen kann. Die Folge eines solchen »insistierenden« Körpers ist die Grundlage des Begehrens und damit gleichzeitig Basis für Gesellschaftlichkeit überhaupt.

Wichtig bei der Frage nach der Bedeutung von Geschlecht ist nun, dass zwar eine unmittelbare Körperlichkeit in der Sprache keine Entsprechung hat, die geschlechtlichen Positionen jedoch über ihr jeweiliges Verhältnis zum Körper gesetzt werden. Konkret bedeutet das, dass die weibliche Position durch eine engere Verbindung zum Körper in der phallogozentrischen Ordnung das Nachsehen gegenüber der männlichen Position hat, wenn es um die Frage einer sprachlichen Vermittlung und symbolischen Institutionalisierung geht. Bei dem Versuch, die weibliche Position zu schreiben, geht es also nicht darum, einen irgendwie biologistisch zu deutenden weiblichen Körper in den Text zu bekommen, sondern darum, Körperlichkeit in der Sprache überhaupt zu ermöglichen. Man könnte also sagen: Der Zweck eines weiblichen Schreibens wäre, die Grundlage von Sprache offenzulegen und sie so veränderbar zu machen. Die implizite geschlechtliche Kodierung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Konsequenzen könnten dann diskutiert und auch verschoben werden.